

Zitierhinweis

Engels, Jens Ivo: review of: Bruce A. Buchan / Lisa Hill, An Intellectual History of Political Corruption, Basingstoke, New York: Palgrave Macmillan, 2014, in: Neue Politische Literatur, 60 (2015), 1, p. 91-93, DOI: 10.15463/rec.2138698613, downloaded from Website

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

THEORIE UND METHODEN DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Ideengeschichte der politischen Korruption

Buchan, Bruce/Hill, Lisa: An Intellectual History of Political Corruption, 296 S., Palgrave Macmillan, Basingstoke/New York 2014.

Seit knapp einem Jahrzehnt interessieren sich Historikerinnen und Historiker vermehrt für das Phänomen „politische Korruption“. In den letzten Jahren ist eine historische Korruptionsforschung entstanden, die sich auf internationalen Tagungen, in Sammelbänden und ersten Monographien manifestiert, sich über theoretische Modelle austauscht und zunehmend auch über empirisch gesicherte Wissensbestände verfügt. Freilich hinkt die historische Zunft der schon seit den 1990er Jahren vor allem im angelsächsischen Sprachraum florierenden politik- und sozialwissenschaftlichen Korruptionsforschung zeitlich hinterher, zugleich gingen die Impulse im historischen Feld stärker von niederländischen, französischen, skandinavischen und nicht zuletzt deutschen Forscherinnen und Forschern aus.

Die hier zu besprechende Monographie fügt sich so gar nicht in dieses Schema ein: Sie stammt aus der Feder einer Politikwissenschaftlerin und eines Politikwissenschaftlers, beide aus Australien, die einen historischen Ansatz verfolgen. Sie schließen mit ihrem Buch die große Lücke einer Ideengeschichte der politischen Korruption zwischen der klassischen Antike und dem 18. Jahrhundert. Ausgangspunkt für dieses Vorhaben ist eine kritische Analyse der aktuellen sozialwissenschaftlichen Korruptionsdebatte. Die Autorin und der Autor referieren eingangs eine Forschung, die weitgehend von neoliberalen Untertönen geprägt sei. Ihre Korruptionsauffassung sei extrem eng. Das Korruptionskonzept diene vor allem dazu, Kostensteigerungen für die Wirtschaft aufgrund fehlerhafter Amtsführung in staatlichen Behörden zu beschreiben (S. 3, 6). Daher fokussiere die gegenwärtige Debatte allein auf die sogenannte amtsorientierte Korruptionsdefinition, die den Missbrauch eines öffentlichen Amtes zum privaten Nutzen in den Mittelpunkt stellt. Dies reduziere den weiten Bedeutungshorizont des Begriffs Korruption.

Das Anliegen der Autoren besteht nun darin zu zeigen, wie vielfältig und wandelbar die Vorstellung von Korruption in der europäischen

Geschichte zwischen Antike und beginnender Moderne war. Jedoch weit davon entfernt, die historischen Korruptionsvorstellungen unverbunden aneinanderzureihen, orientieren sich die Autoren an zwei dominierenden Auffassungen. Auf der einen Seite beinhalte Korruption eine umfassende Niedergangserzählung für ganze Gesellschaften infolge der Zerstörung von Normen und Moral, von Institutionen und gar als physischer Zersetzungsprozess, dem gelegentlich die ansteckende Wirkung von Infektionskrankheiten nachgesagt wurde („degenerative corruption“). Auf der anderen Seite stehe ein Begriff von Amtsträgerkorruption, die „public office corruption“, wie sie heute dominiere: Sie fokussiere auf Pflichtverletzungen jener Inhaber öffentlicher Ämter, die das eigene Wohl über das der Gemeinschaft stellten. Über viele Jahrhunderte, so die Hauptthese, habe die „degenerative Korruption“ die Debatten beherrscht, bis schließlich die schottische Aufklärung mit ihrem „pragmatischen“ Denken (S. 169) dem eschatologischen Korruptionskonzept ein Ende bereitete.

Gleichwohl ist es den Autoren darum zu tun, in allen Phasen der Debatte Spuren und Hinweise auf die Amtsträgerproblematik zu finden. Beide Konzepte entwickelten sich in Bezug zueinander, so das durchaus überzeugende Ergebnis der Studie.

Die Autoren gehen in chronologischen Schritten vor und stützen sich auf die Werke der staatstheoretischen Klassiker. Die römische und griechische Antike wird als Gesamtphänomen in einem Kapitel abgehandelt, wobei die Unterschiede zwischen beispielsweise der attischen Demokratie und dem römischen Prinzipat unterbelichtet bleiben. Allerdings wird ein lesenswerter Katalog der von den Zeitgenossen ausgemachten Ursachen für die „degenerative Korruption“ präsentiert: vom Wohlleben über das Söldnerwesen bis hin zu Vermögensunterschieden (S. 20–27). Wichtig erscheint auch der Hinweis auf die kasuistische Behandlung von Geschenken an Amtsträger im attischen Diskurs: Nur wenn auswärtige Mächte einen Amtsträger beschenken, stellte sich dies als Bestechungsdelikt dar (S. 36f., „catapolitical bribery“).

Für das Frühe und Hohe Mittelalter konstatieren die Autoren eine Dominanz von Körpermetaphern für das Gemeinwesen, auf die sich auch der Korruptionsbegriff als quasi medizinische Diagnose bezog – ein Umstand, der bis in die Zeit des Thomas Hobbes stilbildend bleiben sollte. Zudem fügte die christliche Lehre dem Niedergangsdenken eine völlig neue Dimension

hinzu: Korrupt war die Welt seit dem Sündenfall. Das schloss eine Heilung in dieser Welt aus, und fügte sich insofern in die fatalistischen Niedergangsvisionen der vorchristlichen Denker, denen zufolge Korruption/Niedergang schlicht der natürliche Lauf aller Dinge war. Doch hätten die Autoren meines Ermessens stärker auf das Heilsversprechen eingehen sollen: die Aussicht nämlich, dass der Niedergangsprozess spätestens am Jüngsten Tag durch göttliche Intervention durchbrochen wird.

Während im Hohen und Späten Mittelalter weitgehend quasi-medizinische Erörterungen über die Gefahren der Degeneration des politischen Körpers dominierten, kristallisierten sich am Übergang zur Neuzeit neue, an konkreten politischen Problemen orientierte Debatten heraus. Zu den thematisierten Problemlagen gehörten Auswüchse politischer Absprachen in den norditalienischen Stadtstaaten, die Gefahr durch politische Parteibildung (etwa bei Niccolò Machiavelli), und zunehmend Richter- und Amtsträgerbestechung.

Sehr detailliert stellen die Autoren die Korruptionsdebatten auf den britischen Inseln vom 17. bis zum 18. Jahrhundert in all ihren Verästelungen vor. Sie verschweigen dabei nicht die oftmals instrumentelle Bedeutung des Korruptionsvorwurfs mit dem Ziel, den jeweiligen politischen Gegner zu desavouieren oder sogar auf die Anklagebank zu setzen, wie es die sogenannten Impeachment-Verfahren im englischen Parlament zeigten. Spätestens im Übergang zum 18. Jahrhundert spiegelten sich auch konfligierende ökonomische Konzepte und Interessen im Korruptionsdiskurs, der in den Auseinandersetzungen zwischen *court* und *country* stilbildend wirkte. Besonderes Augenmerk schenken die Verfasser schließlich der schottischen Aufklärung. Sie habe die Korruptionsdebatte vollständig transformiert. An die Stelle des Degenerationsmodells sei nun die völlige Fokussierung auf die Amtsträgerkorruption getreten, erstens, weil die Degenerationsthese dem optimistischen Weltbild der Aufklärung widersprochen habe und zweitens, weil der Kampf gegen Amtsträgerkorruption sich perfekt in das liberale Wirtschaftsdenken gefügt habe. Der Kampf gegen Monopole und staatliche Einflussnahme auf das Wirtschaftsleben sei von Adam Smith auch als Kampf gegen Korruption formuliert worden. Korruption, das sei nun kein Tugendverlust mehr gewesen, sondern die Einmischung des Staates in Angelegenheiten, die er sich selbst überlassen solle.

Die Studie bietet Hinweise über interessante Einzelmotive: etwa die bis in die griechische Antike zurückzufolgende Idee, dass professionelle Rechtsberatung zur Korruption der Justiz führen könne oder die ebenso alte Vorstellung, dass mangelnde Disziplin beziehungsweise Passionen bei den Mächtigen zur Korruption führen.

Höchst bedauerlich ist allerdings die Tatsache, dass Autorin und Autor sich offenbar nicht in der Lage sahen, über den Tellerrand der englischen Sprache hinauszuschauen. Quellen werden nur berücksichtigt, wenn sie in englischer Übersetzung vorliegen. Begriffs- und wortgeschichtliche Stellungnahmen etwa zur griechischen Literatur wirken vor diesem Hintergrund wenig belastbar, auch wenn sie überzeugend anmuten (S. 15ff.). Noch problematischer ist die aus der Spracharmut geborene Haltung, die englischsprachige Welt für die einzig relevante zu halten. Während die Klassiker der italienischen Renaissance noch in Übersetzungen zitiert werden, verengt sich der Fokus der Studie spätestens ab dem 17. Jahrhundert völlig auf die britischen Inseln. Das kündigen die Autoren zwar an, begründen es jedoch fatalerweise mit der besonderen Relevanz der britischen Literatur. Um die Umwälzungen im Korruptionsverständnis seit dem 18. Jahrhundert wirklich zu verstehen, wäre es freilich nötig gewesen, die französischen Aufklärer nicht zu vergessen (die auch in Übersetzungen zu haben gewesen wären). Ausgerechnet für England zu konstatieren, die „Entstehung des modernen Staates“ habe im 18. Jahrhundert eine neue Korruptionsauffassung gleichsam erzwungen (S. 155ff.), ist angesichts der britischen Verspätung auf diesem Gebiet und der viel avancierteren Entwicklung auf dem Kontinent irritierend.

Gleichwohl ist das vorliegende Buch lehrreich. Es besticht durch seine klar formulierten Thesen und den nie verlorenen ‚roten Faden‘. Auch die Schilderungen zur schottischen Aufklärung sind absolut überzeugend und werden die korruptionshistorische Debatte sicher beeinflussen. In begrüßenswertem Kontrast zu vielen ideengeschichtlichen Arbeiten bemühen sich die Autoren stets, politische, soziale und mentale Kontexte in ihre Analyse zu integrieren. Insgesamt wird den Lesern vermittelt, wie wandelbar gesellschaftliche Werte und Praktiken waren. Mit zu den besten Passagen gehören kurze Exkurse über die Unsicherheit von Grenzziehungen, über die Ambivalenz von Werten, den zwischen erlaubt und unerlaubt changierenden Status von Geschenken, die soziale Legitimität von Patronage, die Konkurrenz unterschiedlicher

Normsysteme (S. 110) – unübersichtliche Verhältnisse, die für die gesamte Geschichte der europäischen Vor-Moderne galten und die das Nachdenken über Korruption so kompliziert und vielstimmig machten. Wer dieses Buch liest kann indirekt lernen, was die heute dominierende Schwarz-Weiß-Malerei im Korruptionsdiskurs ist: Ideologie.

Darmstadt

Jens Ivo Engels

Berliner Perspektiven auf die aktuelle Geschichtswissenschaft

Wildt, Michael (Hrsg.): Geschichte denken. Perspektiven auf die Geschichtsschreibung heute, 284 S., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014.

Der Titel verspricht viel und lenkt den Leser eventuell in eine falsche Leseerwartung. In den 15 Beiträgen geht es eher selten um aktuelle methodische oder konzeptionelle Herausforderungen oder Kontroversen der Geschichtswissenschaft und wer hier in Analogie zum berühmten Vorbild „Penser la Révolution française“ von François Furet eine Revision bisheriger Zunftgewissheiten sucht, wird enttäuscht. Stattdessen findet der Leser die Früchte einer Ringvorlesung von Historikern und Historikerinnen der Humboldt Universität zu Berlin; so etwas wie eine Kostprobe des kollektiven Angebots der dort tätigen Historikerinnen und Historiker. Das ist auch nicht wenig und Studieninteressierte oder Bewerber und Bewerberinnen auf freiwerdende Stellen an der HU werden sicherlich gern zu diesem Band greifen, um sich einen Eindruck zu verschaffen, mit welchen thematischen und konzeptionellen Schwerpunkten dort das Fach auftritt.

Das chronologische Spektrum ist breit und reicht von der griechisch-römischen Antike bis zu den 1970er Jahren, räumlich ist es die mediterran-europäische Welt mit Ausweitungen um das sowjetische Imperium und den afrikanischen Kontinent. In beiden Fällen sind die Verknüpfungen mit der europäischen Geschichte vielfältig und greifbar. Damit ist diese Werbeschrift für die Berliner Humboldt-Historiographie überraschend konventionell. Sie entspricht ganz deutschen Normalsituationen, wie sie auch jenseits der Hauptstadt anzutreffen sind. Der Sammelband bietet überraschend wenig „Globales“ (sieht man von Michael Borgoltes Plädoyer für eine Öffnung

der Mediävistik hin zu einer globalen Geschichte ab), um den zeitgenössisch international wichtigsten Haupttrend zu nennen, aber auch wenig für die deutsche Universitätsprovinz Esoterisches, wie etwa die Geschichte des Alten Orients, der islamischen Welt, Chinas oder Indiens. Arbeitsteilungen mit der FU Berlin, aber auch die Eigenlogiken der *area studies* haben dieses Produkt eindeutig konventioneller werden lassen, als die Berliner Forschungslandschaft realiter ist. Eigentlich ist dieses Lesebuch sogar ausgesprochen nationalgeschichtlich ausgerichtet, wenn man ins 20. Jahrhundert kommt: Fünf Beiträge kreisen um Fragen der deutschen Geschichte, nur Jörg Baberowskis entschiedenes Plädoyer für die historische Ehrenrettung der Entstalinisierungsphase unter Chruschtschow beschäftigt sich mit dem „Ausland“. Ausgesprochen überraschend ist, dass diese Selbstbeschränkung nicht reflektiert wird – die gern geübte Denkanstrengung, aus der fachlichen Not eine intellektuelle Tugend zu machen, wird erst gar nicht unternommen. Das ist auch sympathisch.

Thematisch ist der Reigen der Beiträge bunt und bietet alles, was die heutige deutsche Geschichtswissenschaft an Themenfeldern gern auswählt: Reflexionen über Moderne, grenz- und kulturübergreifende Austauschprozesse und Identitäten, vor allem jedoch Studien für eine Kulturgeschichte der Politik oder des Politischen. Vermutlich ist letzterer der wichtigste, am ehesten zur „Profilbildung“ taugliche Bereich, dem sich gleich mehrere Beiträge widmen: Beispielsweise Birgit Aschmanns Studie zum 19. Jahrhundert über die Missgeschicke der spanischen Königin Isabella II. im Kampf um ihr öffentliches Image oder Alexander Nützenadels Entwurf zu einer historischen Aufarbeitung der großen Korruptionsskandale am Ende des 19. Jahrhunderts. Martin Sabrows Betrachtung der Einpassungszwänge und Darstellungsregeln kommunistischer Autobiographien in das amtliche Geschichtsbild der DDR schließen da ebenso an wie Gabriele Metzlers Skizze zum Umgang der westlichen demokratischen Staaten mit der terroristischen Herausforderung der 1970er Jahre. Auch Thomas Mergel trägt zu diesem Schwerpunkt bei, wenn er die langen 1970er Jahre der Bundesrepublik als Jahrzehnt der Politisierung und einer spezifischen Streitkultur identifiziert. Michael Wildts Einordnung des nationalsozialistischen Volksgemeinschafts-Diskurses in die breitere Problemlage der Grundlegung demokratischer Herrschaft in der Idee der Nation/des Volkes ist ein weiterer Beitrag zu einer solchen Kulturgeschichte der Politik.